



Günther Pfeifer



Als ich an Don Renzo schrieb



NA POSTALE ITALIANA
TE POSTALE D'ITALIE)



Roman



KREMAJR & SCHERIAU

Günther Pfeifer

*Als ich an
Don Renzo
schrieb*



KREMAJR & SCHERIAU

Inhalt

7	Italia, Italia
10	Die ehrenwerte Familie
17	Der Künstler
21	Liebesgeschichten und Heiratssachen
26	Die Exhibitionistenaffäre
34	Ein Freund, ein guter Freund
40	Die Rocker
46	Italo Connection
50	Der Graf
57	Der Baron und der Soldat
63	Bruder Lustig
68	Luciano? È morto!
75	Baby, you can't drive my car
80	Konsumrausch
84	Der Theaterskandal
88	Presto Presto Vai!
92	Fahrstunden
95	Der Rawuzer
103	Großvater

107	Die Schmid Susi
112	Das Freibad-Desaster
118	Das Rennen
122	Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande
128	Die Hochzeit
132	Essensfrage
136	Ausflug
141	Der Navigator
144	Reisevorbereitungen
148	Nicht alle Schienen führen nach Rom
152	Der Lokführer
157	Schwarzwaldmädel
162	Trübsal blasen
166	Indianer
168	Missa Solemnis
172	Im Zeichen des Fisches
177	Als ich an Don Renzo schrieb
182	Als mir Don Renzo schrieb
187	Zieleinlauf

Italia, Italia

*Una terra promessa | Un mondo diverso
Dove crescere i nostri pensieri | Noi non ci fermeremo
Non ci stancheremo di cercare | Il nostro cammino*

*Aus „Una Terra Promessa“ von Eros Ramazzotti.
Ein gelobtes Land | Eine andere Welt
Wo wir unsere Gedanken wachsen lassen können
Wir werden nicht aufhören, | Wir werden nicht müde
unseren Weg zu suchen.*

Jeder vernünftige Mensch weiß, dass Italien das schönste Land der Welt ist. Ich für meinen Teil erfuhr es sogar aus den zuverlässigsten Quellen, die man sich vorstellen kann – von meinen Tanten Hilde und Rosi. Die eine schilderte sachlich, auf Nachfrage auch ausführlich, die andere euphorisch – keine Frage, wo mein Kopfkino einhakte. Ich hatte also bald ein fixfertiges Bild des Landes vor mir.

Es gab ein Meer und alle Menschen waren den ganzen Tag lustig. Die meisten sangen, oft auch während sie in ihren Fischerbooten herumfuhren, oder in einer Gondel, oder in einem knallbunten dreirädrigen Gefährt, in dem sich riesige Mengen Eis befanden. Wenn sie nicht sangen, lachten die Italiener. Wenn sie nicht sangen oder lachten, redeten sie in einer Sprache, die manchmal klang, als würde man eine Schallplatte schneller abspielen, zum Beispiel, indem man mit dem Finger nachhalf (was streng verboten war). Außer-

dem hörte praktisch jedes Wort mit „o“ auf. Das hörte sich spaßig an und lud geradezu zur Nachahmung ein. Schon bald also konnte ich Italienisch.

„Icho mago eino Butterbroto!“

„Wie heißt das?“

„Bitto!“

Italien hatte außerdem eine Stadt, in der das Wasser in den Straßen bis zu den Fenstern stand. Es gab keine Autos, man musste mit dem Boot fahren! Was die Fußgänger machten, wusste ich nicht so genau – vermutlich schwammen sie in die Arbeit oder zum Einkaufen.

Eine weitere Besonderheit an diesem Land war, dass dort keine langweiligen Äpfel oder Birnen auf den Bäumen wuchsen, wie in unserem Garten, sondern Orangen und Zitronen. Soll heißen, wenn man nach dem vielen Lachen, Singen und Bootfahren Durst hatte, spazierte man einfach zu einem Orangenbaum, pflückte sich eine, presste sie aus und labte sich an ihrem Saft. Das kam dem Schlaraffenland schon sehr nahe.

Aber das gelobte Land hatte noch mehr zu bieten: Maler, deren Bilder mir Rosi¹ zeigte und dazu die Geschichte der Motive erzählte. Das waren ganz andere Maler als die heimischen. Mein Großvater zum Beispiel war sogar ein Malermeister – aber Bilder wie diese hatte ich noch keines von ihm gesehen. Und die Namen erst! Mein Großvater hieß Josef Pfeifer, seine Mitmaler hießen Ritschka Karl, Danich, Mühl, Sklenar Helmerl und Gubiani (letzterer klang wenigstens italienisch, deshalb mochte ich ihn auch am liebsten). Die Maler in Italien hießen Raffael, Leonardo und Michelangelo.

1 Meine Tanten und Onkel wurden immer nur mit Vor- oder Kosenamen angeredet, der Zusatz „Tante“ oder „Onkel“ kam nur bei den um etliches älteren Geschwistern meiner Großeltern zur Anwendung.

Bei solchen Namen ist es kein Wunder, wenn einem die buntesten Bilder einfallen.

Italienische Namen übten überhaupt eine magische Anziehungskraft auf mich aus, es gab zum Beispiel ein Auto, das hieß Ferrari und war leuchtend rot, es gab einen Motorradweltmeister, der hieß Giacomo Agostini, wobei man den Vornamen äußerst fetzig aussprechen konnte: „Tschakkkkko-mo“. Zumindest hatte ich mir das von meinem Onkel Josef abgehört.

Ob Fußballer, Sänger oder Nudeln – alle hatten sie dort irgendwie schönere Namen. Es musste also jedermann klar sein, dass es für einen geborenen Ästheten wie mich nur ein Land geben konnte, in dem sich das Leben lohnte:

Italien.

Die ehrenwerte Familie

*Questa è la storia – di uno di noi
Anche lui nato per caso in via Gluck
In una casa, fuori città | Gente tranquilla che lavorava*

Aus „Il Ragazzo Della Via Gluck“ von Adriano Celentano.

*Das ist die Geschichte von einem von uns
Auch er wurde in einem Haus in der Via Gluck geboren
Ein Haus, am Stadtrand | Ruhige, arbeitende Leute ...*

Es gab eine Ordnung, und diese Ordnung war so alt wie die Welt selbst. Natürlich hatte irgendjemand einmal diese Ordnung erschaffen, so wie irgendjemand auch die Welt erschaffen hatte. Es kann sein, dass das Gott war, nein, sicher war das Gott, das war ja klar, das hatten mir alle sicheren Quellen erzählt, aber ich vermutete, dass sie aus Noblesse nicht erwähnten, dass er dabei meine Großmutter öfters um Rat gefragt hat. Standesdünkel waren nie unsere Sache, aber dass wir enge Beziehungen zu Gott pflegten, wusste ich schon immer. Der Bruder meiner Großmutter, Onkel Karl, war Pfarrer im Schwarzwald, und sogar der Kaplan Forsthuber war schon bei uns zum Essen gewesen. Das hatte zwar schon vor meiner Zeit stattgefunden, aber war es deshalb weniger bedeutsam?

Die quasi seit Anbeginn der Zeit bestehende Ordnung besagte, dass zuerst der liebe Gott kam, der (nach Absprache mit meiner Oma) alles erschaffen hatte, der alles sah, alles

hörte und alles konnte. Gleich danach, oder ungefähr zur gleichen Zeit, kam meine Großmutter, die ich, wie alle anderen im Haus, nur „Mutti“ nannte und die ebenfalls alles sah, alles hörte und beinahe alles konnte. Wie Gott selbst war auch ihr Wort Gesetz und die Pflichten ihr gegenüber waren ähnlich. Man musste ihr ebenso immer die Wahrheit sagen wie dem Allmächtigen, man musste brav sein, durfte nicht fluchen, musste Gutes tun und derlei Dinge mehr. Zusätzlich zu den Geboten, die Gott für die Menschen erlassen hatte, brachte sie allerdings noch eine Reihe Gesetzesnovellen durch, die mein Leben komplizierter machten. Sie war einfach ein wenig gründlicher als er. Man durfte keine Kraftausdrücke verwenden, musste immer aufessen, sollte nicht mit dem Essen spielen und es war verboten, das „schöne“ Geschirr aus dem Wohnzimmerschrank zu holen, um der Katze eine festliche Tafel aufzubauen.

Gott hatte mir gegenüber auch nie verfügt, dass vor dem Essen die Hände zu waschen seien, er störte sich nicht im Geringsten daran, wenn ich mit dem Pyjama in den Garten lief und dass man die Benco²-Dose nicht auslöffeln durfte, kam auch nicht von ihm. Ich hatte diesbezüglich etliche theologische Diskussionen mit meiner Großmutter, und es kostete sie viel Zeit und Kraft, mir einleuchtende Argumente zu liefern. Eine Zeit lang dachte ich, dass Gott vermutlich eher der ruhige Typ war, ähnlich meinem Großvater, der offiziell zwar Familienvorstand war, das Tagesgeschäft aber gerne seiner lebhaften und wortgewaltigen Frau überließ. Er trug zwar keinen weißen Vollbart, wie Gott ihn zweifellos hatte, aber ansonsten konnte ich mir gut vorstellen, dass die bei-

2 Benco war in den 1970er Jahren ein bekannter Instant-Kakao. Durch die körnige Struktur eignete er sich hervorragend als Schokoladeersatz für Naschkatzen und -kater und lud geradezu ein, die Dose auszulöffeln.

den, wenn schon nicht familiär verwandt, so doch zumindest seelenverwandt waren. Mein Großvater, den ich wie ebenfalls alle anderen im Haus „Vati“ nannte, stand ein bisschen außerhalb der Befehlsgewalt meiner Großmutter und das machte ihn für mich gottähnlich. Ansonsten war die Hierarchie wieder klar. Nach den Großeltern kamen meine Mutter, die Tanten, die Onkel und schließlich ich.

Freilich gab es im Mittelbau gewaltige Unterschiede, schon alleine wegen des Alters. Die Erzenkel hießen Hedwig und Bernhard. Sie waren die ältesten Geschwister meiner Mutter und durften zur Rechten der Großmutter sitzen. Bernhard hatte ein Klavier im Zimmer. Das war interessant. Hedwig wurde Hedi genannt, studierte in Wien und war nicht immer da. Das war auch interessant. Bernhard war neben dem Großvater meine wichtigste männliche Bezugsperson, hatte eine Braut, einen Bauplatz im Nachbarort und war Lehrer, also eine Respektperson. Wir waren eine Handwerkerfamilie, das heißt, die Großmutter stammte aus einer Bäckersfamilie, der Großvater aus einer Bauernfamilie und gemeinsam führten sie einen Maler- und Anstreicherbetrieb. Wenn einer der Gesellen „Herr Meister“ zum Großvater sagte, war mir das ein weiterer Beweis für seine nahe Verwandtschaft mit Gott. Aber wie bei vielen Handwerkern waren die „Studierten“ eine bewunderte Elite. Ärzte, höhere Beamte, Priester und Lehrer waren quasi die Oberschicht, zu der man bewundernd aufblickte.

Hedi war eine energische und geradlinige Frau, die an Schlagfertigkeit nicht zu überbieten war. Das floss mir Respekt ein. Normalerweise war ich es, der „immer was wusste“. Egal, was meine Gesprächspartner an klugen Dingen sagten, ich entgegnete stets genauso kluge Dinge. Dadurch waren viele meiner Diskutanten gezwungen, sich in heiklen Situationen schnell abzuwenden, damit ich nicht sehen konnte, wie sie lachten (was ja bei vielen Themen pädagogisch ganz

schlecht gewesen wäre – und auf Pädagogik wurde bei uns viel Wert gelegt). Ich gewann also viele Diskussionen, und wenn ich sie nicht richtig gewann, wurde ich zumindest Sieger der Herzen.

Mit Hedi war es anders, sie blieb mir rhetorisch nichts schuldig, punktete außerdem mit Worten und Formulierungen, die ich nicht kannte und besserte mich gnadenlos aus, wenn ich etwas falsch aussprach. Außerdem hatte sie einen Plagiatsscanner eingebaut. Dieser durchforstete meine Erzählungen und schlug unweigerlich Alarm, wenn ich etwas besonders Kluges von mir gab, das ich zuvor bei einem Erwachsenen gehört hatte. Hedi verteidigte dann das Urheberrecht und reichte stellvertretend für den Autor eine Plagiatsklage ein. Da sie meistens (also eigentlich immer) den Nagel auf den Kopf traf, fühlte ich mich von ihr durchschaut. Konnte ich als Vierjähriger bei anderen Erwachsenen mit Sätzen wie „Die Frau Ulmer muss eine Schilddrüsenüberfunktion³ haben, weil sie so schnell redet“, die höchsten Bewunderungspunkte abholen, blätterte mich Hedi unbeeindruckt auf und sagte mir auf den Kopf zu, dass meine Großmutter diesen Satz am Vortag zum Großvater gesagt habe. Das war natürlich peinlich und sollte mir nicht allzu oft passieren. Mein Ehrgeiz war geweckt, und ich überarbeitete meine Methode des Diebstahls geistigen Eigentums. Das Originalmaterial wurde filetiert und in kleinen Dosen vorsichtig mit den eigenen Ergüssen vermischt: „Gestern hab’ ich die Frau Ulmer getroffen⁴. Ihre Schilddrüsenüberfunktion schaut schon viel besser aus. Sie hat ganz lang-

3 Drüsen waren mir kein Begriff, Düsen allerdings schon. Das waren die Dinger, die Flugzeuge so schnell machten, warum dann nicht auch das Sprechtempo einer befallenen Person?

4 Wen man halt so trifft, wenn man mit Viereinhalb spazieren geht.

sam geredet.“ Es konnte schon passieren, dass sich auch Hedi abwenden musste ...

Wie alle meine Tanten und Onkel redete ich auch sie nur mit dem Vornamen an, zu meiner Mutter sagte ich „Mama“ und die Großeltern waren „Vati“ und „Mutti“. Ich hatte praktischerweise die Anreden der Großen, die ein bisschen wie ältere Geschwister für mich waren, übernommen.

Bernhard war auch nicht leicht hinters Licht zu führen, er verzichtete allerdings meist auf inquisitorische Fragen, vielmehr gab er mir gute Ratschläge, wie ich mich verhalten *könnte*, um alles richtig zu machen. Da er zu dieser Zeit der Einzige in der Familie war, der ein Auto besaß, was mir wahnsinnig imponierte, befolgte ich seine Vorschläge akribisch.

Außer den beiden Sonderstellungsverwandten Bernhard und Hedwig waren da noch Rosemarie, Heidi (meine Mutter), Hildegard, Arnold und Josef. Genannt wurden sie von mir Rosi, Mama, Hilde, Arnold und Billie (der von den anderen auch Sepperl oder Joschi geheißen wurde). Außerdem war da noch meine Tante Annemarie, die allerdings in Wien wohnte und seltener vorbeikam. Sie war schon verheiratet, und ihr Mann Karl hatte einen Fiat mit Autoradio, das beeindruckte mich sehr. Außerdem war er immer sehr nett und lachte viel. Dazu kam eine unbestimmte Anzahl diverser Freunde der „Großen“, Verwandte, Bekannte und Arbeiter meines Opas, die alle bei uns ein und aus gingen und das Haus ständig mit Leben und durchaus interessanten Geschichten füllten. Ich wünschte mir manchmal dreimal so große Ohren, um nur ja nichts zu überhören.

Die kleine Maler- und Anstreicherwerkstatt war im Erdgeschoss unseres Wohnhauses untergebracht. Es war mir strengstens untersagt, die Arbeiter zu belästigen oder auch nur hinunterzugehen. Meist kamen diese ohnehin nur kurz vorbei, um sich Aufträge oder Material abzuholen, manch-

mal aber mussten Türen oder Fenster lackiert werden, das geschah dann in dieser Werkstatt. Da waren die Gesellen dann oft stundenlang da unten und meine Neugierde drohte unerträglich zu werden. Unter anderem auch, weil ich sie ja eigentlich gut kannte. Wenn mein Großvater abends mit meiner Großmutter über die Firma sprach, erzählte er natürlich auch von den Arbeitern und so kannte ich ihre Namen, ihre Eigenheiten und manche Geschichte, ohne sie je zu Gesicht bekommen zu haben. Weil ich ja nicht hinunterdurfte! Eigentlich. Es war wieder ein Gewissenkonflikt, den ich zunächst unter religiösen Aspekten betrachtete. Gott hatte nichts davon erwähnt, dass es eine Sünde war, in die Werkstatt zu gehen, aber meine Großmutter hatte es verboten. Wenn ich das Verbot nun übertrat, war das zwar schlimm – aber keine Sünde. Also aus moralischer Sicht irgendwie ... erlaubt.

Ich verkündete also lauthals, eine besonders lange Expedition in den Garten unternehmen zu wollen und legte Wert auf die Feststellung, dass ich auf keinen Fall in die Werkstatt gehen würde. Meine Großmutter kannte als sechsfache Mutter und Pflegemutter zweier weiterer Kinder natürlich die Bedeutung solcher Ankündigungen, konnte zwischen den Zeilen lesen und hören und wäre im Normalfall sofort im Alarmmodus gewesen. Aber sie war eben nicht nur mehrfache Mutter, sie kümmerte sich auch um die Buchhaltung des Malerbetriebes, bekochte den ganzen Haufen, wusch Berge von Wäsche, nähte, flickte, erledigte Behördenwege und hatte noch eine Menge anderer Sorgen am Hals. Es war also durchaus verständlich, dass sie in einem Moment der Unaufmerksamkeit meine Ankündigung mit „Ja, ja“ quittierte und nicht weiter darüber nachdachte. Ich zog also breitspurig und singend in den Garten, um wenig später geduckt (wegen meiner imposanten Körpergröße wäre es unmöglich gewesen, aufrecht zu gehen) zur sogenannten

„Kellertür“ zu schleichen und die Treppe in die Werkstatt hinunterzusteigen.

Dort betrieb ich ein wenig Socializing. Ich plauderte mit den Gesellen über ihre letzten Abenteuer, die politische Lage, ihre Arbeitsbedingungen, und machte da und dort ein paar Verbesserungsvorschläge. In den Augen der Männer sah ich echte Dankbarkeit. Bald darauf hatten sie unter meinem wohlwollenden, aber wachsamen Blick ihre Arbeit beendet und packten sich zusammen, um zu einer Baustelle zu fahren. Ich winkte zum Abschied und war dann alleine in der Werkstatt. Alleine mit vielen Pinseln, Musterwalzen, Farbtöpfen und mit bemerkenswert leeren weißen Wänden. Ich beschloss, dass es Zeit war, ein wenig Freude in das Leben der Arbeiter und der ganzen Familie zu bringen. Mir fiel die Erzählung von Rosi ein, dass „der Michelangelo“ irgendwo in Italien eine ganze Kapelle zu einem einzigen Gemälde verwandelt hatte. Eine Kapelle war eine sehr kleine Kirche, das wusste ich. So eine Hütte in ein Gemälde zu verwandeln, war eine Leistung, keine Frage. Aber wenn ich erst mit unserer Werkstätte fertig wäre, könnte „der Michelangelo“ einpacken. Ich ging sofort ans Werk. Höchste Zeit, dass jemand diesem Haus ein wenig Kunst angedeihen ließ. Vielleicht näherten wir uns ja dadurch dem künstlerischsten Land der Welt an: Italien.